

Martin Pollack

Ukrainische Reminiszenzen

Es ist ein trüber Jännerabend und der Garten liegt still und steif gefroren vor dem Fenster. Ich betrachte die Fotografien aus der Ukraine, die in diesem Band versammelt sind, die alten Männer mit ihren verbrauchten Körpern, die müden, resignierten Frauen am Markt, die Betrunkenen, die irgendwo liegen wie achtlos hingeworfene Bündel, ich sehe die rührende Frömmigkeit der einfachen Menschen, die sich inbrünstig an die Religion klammern, den Optimismus der Jugendlichen, die von der tristen Vergangenheit nichts mehr wissen wollen, die hilflose Nachahmung des Westens, die schäbigen Relikte des einst so mächtigen Imperiums, zu dem auch die Ukraine gehörte ... Wie lang ist das her? Es erscheint wie eine Ewigkeit.

Die Fotografien vermischen sich mit Bildern, die ich aus der Erinnerung abrufe, sie legen sich übereinander, fremde Orte und Gesichter erscheinen mit einem Mal bekannt. Ach Ukraine, ich spüre den Staub der Straßen in Podolien, ich höre die alte Frau am Markt von Drohobytsch kreischen, der ein Halbwüchsiger einen Bund Zwiebel gestohlen hat, ich sehe die Imbissstube hinter Kolomyja, in der wir nichts zu essen bekamen, weil die Mitglieder einer Reisegruppe den Laden wie ein Schwarm ägyptischer Heuschrecken kahl gefressen und nicht einmal ein Stück Brot übrig gelassen hatten. Ich denke an meinen Freund Ihor, der mich mit seinem alten, klapprigen Schiguli in Rawa-Ruska vom Zug aus Warschau abholte und mit mir durch die Gegend kutscherte,

manchmal einfach ins Blaue, weil ich keine Antwort hatte auf seine ständige Frage, welche Ukraine ich denn nun sehen wolle, die arme, rückständige Ukraine der Bauern und Rentner, oder die Ukraine der Geschäftemacher und Neureichen, die westliche Ukraine der Nationalisten, die ihre Sprache sorgsam pflegen und sich gestickte Bilder von Taras Schewtschenko und Lesja Ukrajinka ins Wohnzimmer hängen, oder die Ukraine im Osten, wo die Menschen russisch sprechen und russische Sitten, angeblich auch russische Seelen haben? Ich wusste keine Antwort, weil ich zu wenig wusste über das Land, und starrte wie gebannt durch die gesprungene Windschutzscheibe, um mir nichts entgehen zu lassen. Wir fuhren durch Dörfer, in den Vorgärten standen Kartoffel und Zwiebel bis knapp an die Häuser, um jede Handbreit Bodens zu nützen, Blumen waren nur wenig zu sehen. *Kartoschka*, sagte Ihor, *Kartoschka*, Kartoffeln sind unser Brot, wer keinen eigenen Garten hat, der kann verrecken. Früher war das Brot in der Ukraine so billig, dass die Bauern damit Kühe und Schweine fütterten, doch die Zeiten sind vorbei, heute leben viele Menschen nicht besser als damals das Vieh, sagte Ihor.

Kein Wunder, dass man oft einer nostalgischen Verklärung der Vergangenheit begegnet, vor allem bei älteren Menschen, die zu den Verlierern der Veränderungen zählen. Ich denke an den alten Mann aus Borschtschiw bei Peremyschljany, der auf die Frage nach seinem Alter sagte: zweimal sieben, links sieben und rechts sieben, und dabei verschmitzt lachte. Dann wurde er ernst und deutete in eine Ecke seines Zimmers, wo ein alter Pappkoffer ohne Deckel lag, in dem eine Schar Küken wuselte und erbärmlich piepste. Über dem Koffer lagen Gitter aus

einem Backrohr, damit die kleinen Hühner nicht entkommen konnten. Er esse nicht gern Huhn, erklärte der alte Mann, aber er verkaufe die Tiere am Markt, von irgendetwas müsse er schließlich leben, er warte schon seit vier Monaten auf seine Rente, verdammte Demokratie, unter den Kommunisten habe er sein Geld immer pünktlich bekommen und mehr wert gewesen sei es obendrein. Manche scheinen ihre Armut mit erstaunlicher Gelassenheit, ja mit Humor hinzunehmen. Gleich hinter Rawa-Ruska begegneten wir Pferdewagen, beladen mit Kartoffeln, Kukuruz oder Rüben, von denen einige hinten deutsche Autokennzeichen trugen. Was das zu bedeuten habe, fragte ich Ihor. Er zuckte die Achseln. Das sei so eine verrückte Mode in dieser Gegend, die Leute machten sich über ihr eigenes Elend, ihre Rückständigkeit lustig, erklärte er, kurbelte das Seitenfenster hinunter und spuckte auf die Straße.

Die Armut, das wirtschaftliche Chaos, die bedrückende Stagnation, die allgegenwärtige Korruption sind die ersten Eindrücke, die sich bei einer Reise durch die Ukraine zu einem düsteren Bild verdichten. Heruntergekommene, halb verfallene Häuser in den Städten und Dörfern, Gruppen von Bäuerinnen am Weg zur Kirche, die barfuß gehen und die Schuhe in der Hand tragen, um sie erst vor der Kirche anzuziehen, weil ordentliches Schuhwerk einen Luxus darstellt, die stiernackigen, muskelbepackten, kurz geschorenen jungen Männer in Freizeitanzügen und Lederjacken, Mafia oder *Reket* genannt, die in schweren Limousinen mit getönten Scheiben durch die Gegend jagen wie in billigen amerikanischen Gangsterfilmen. Aber daneben sehen wir auch Zeichen eines zaghaften Aufbruchs, frisch renovierte Fassaden in Lemberg und Kiew, neu eingerichtete Cafés mit freundlicher Bedienung, private

Läden, die ordentliche heimische Ware anbieten, fröhliche, junge Menschen, die von einem Ferienjob in London oder Stockholm erzählen, und vor allem die Intellektuellen, die Künstler und Schriftsteller, die eine neue, demokratische Ukraine verkörpern.

Als ich einen Bekannten in Lemberg, einen Wirtschaftsprofessor, fragte, worauf er die weit verbreitete Stagnation zurückführe, hatte er eine politische Erklärung parat: Die Ukraine habe ihre Unabhängigkeit nicht selber erkämpft, wie das benachbarte Polen oder die baltischen Staaten, die sei ihr vielmehr durch den Zusammenbruch der Sowjetunion in den Schoß gefallen. Eine glückliche Fügung des Schicksals, die allerdings auch zur Folge hatte, dass die Mitglieder der ehemaligen kommunistischen Nomenklatura, die sich nur ein bisschen umfärbten, und oft nicht einmal das, weiterhin die wichtigsten Stellen in Wirtschaft und Politik besetzen. Diese Leute haben kein Interesse an echten Reformen, weil sie sich damit selber um Macht und Einfluss bringen würden. Seit der Ausrufung der Unabhängigkeit sind über zehn Jahre vergangen, doch die Apathie liegt nach wie vor über weiten Teilen des Landes wie eine bleierne Decke.

Der ukrainische Schriftsteller Jurij Andruchowytsh vergleicht in einem Essay seine Heimat mit einem Kerker, der nach dem politischen Erdbeben hastig in ein Mittelding zwischen einem Bahnhof und einem Basar umgewandelt wurde, in dem jedoch unverändert das Gesetz des Kerkers gilt, nämlich die Gesetzlosigkeit. Andruchowytsh, einer der interessantesten jungen ukrainischen Autoren, hält die ukrainische Mafia nach der Katastrophe von Tschernobyl für jene negative Erscheinung, die für die Menschen in der Ukraine am deutlichsten spürbar und sichtbar ist.

Er meint damit nicht in erster Linie die organisierte Kriminalität, die über die Grenzen exportiert wird, die Mitglieder ukrainischer Banden, die in Prag auf Budenbesitzer schießen, weil die sich weigern, Schutzgeld zu bezahlen, oder die mitten in Budapest das Auto eines unliebsamen Konkurrenten samt Besitzer in die Luft jagen. Die Mafia sind wir alle, schreibt Andruchowytsch nicht gerade optimistisch, die Korruption ist ein permanenter Zustand in den zwischenmenschlichen Beziehungen, die Prostitution eine ganz normale Erscheinung.

Ich erinnere mich an die kalten Fischaugen der beiden Polizisten, die uns auf der Straße von Ternopil nach Dubno anhielten wie Wegelagerer und einfach eine Summe nannten, die wir bezahlen sollten, ohne zu sagen, wofür. Ihre Gesichter hatte ich schon wenige Stunden später vergessen, nur die Fischaugen blieben haften. Aber viel öfter bin ich anderen Menschen begegnet, einfachen, heiteren Menschen, hilfsbereit und gastfreundlich, wie dem jungen Juden in Scharhorod, der uns einen Tag lang durch seine Stadt führte, alles erklärte und dann fast wütend wurde, als wir ihm Geld geben wollten, oder der alten Frau in Kosiw, in den Karpaten, die uns zum Abendessen einlud, zu dickem ukrainischem Borschtsch, Wareniki mit saurem Rahm und frischem Heidelbeerkuchen, obwohl wir nur nach dem Weg gefragt hatten ...

*

Draußen hat es zu schneien begonnen, nasse, schwere Flocken pochen ans Fenster, und ich rufe mir den Markt in Lemberg in Erinnerung, den wir einmal bei so einem Wetter besuchten. Auf

Plastikplanen, Campingbetten, alten Decken lag altes, wertloses Zeug, zerschlossene Kleider, rissige Schuhe, ein vorsintflutlicher Schweißapparat, Motorteile, ein Satz verrosteter Feilen, kaputte Taschenlampen, riesige Thermoskannen aus China, gipserne Leninbüsten, eine Mickymaus aus Plastik, alles auf den Boden oder auf die Kühlerhauben der Autos gebreitet, so dass die Händler die Ware jederzeit mit einem Griff zusammenraffen und sich aus dem Staub machen konnten. Mir kommt ein Essay des polnischen Autors Jerzy Stempowski in den Sinn, der vor dem Ersten Weltkrieg im ukrainischen Landstrich Podolien lebte, das zum zaristischen Russland gehörte. In diesem schönen Text über das Tal des Dnjestr beschreibt Stempowski genau so einen Markt, den er damals in Chotin, polnisch Chocim, vorfand. Stempowski führt das Entstehen dieses mobilen Handelstypus auf die jahrhundertelangen Plünderungen durch ausgehungerte Armeen und rücksichtslose Eintreiber von Steuern und Naturalabgaben zurück, die den Menschen das Leben sauer machten. Dadurch behielten selbst vermögende Kaufleute stets das Aussehen von Wanderhändlern, die jederzeit bereit waren, auf ein verabredetes Zeichen hin ihre Ware zusammenzupacken und zu verschwinden. Die Händler in Chotin und anderen Städten am Dnjestr, der die Grenze zwischen dem zaristischen Russland und dem Habsburgerreich bildete, waren meist Juden, Griechen oder Armenier, überhaupt war die Gegend, wie Stempowski schreibt, ein einziges Schachbrett verschiedener Völker, voller Inseln, Enklaven und seltsamster Kombinationen gemischter Bevölkerungsgruppen:

„Vielerorts hatte jedes Dorf, jede gesellschaftliche Gruppe, beinahe jede Zunft eine eigene Sprache. In meiner Heimat, im Tal des

mittleren Dnjestr, sprachen die Landadeligen polnisch, die Bauern ukrainisch, die Beamten russisch mit Odessa-Akzent, die Kaufleute jiddisch, die Zimmerleute und Tischler, als Philipponen und Altgläubige, russisch mit Novgoroder Akzent, und auch die Schweinehändler hatten ihre eigene Mundart. Außerdem gab es in der Umgebung noch Dörfer mit Bauern aus verarmtem Landadel, die polnisch sprachen, andere, ebenfalls aus dem Landadel stammend, sprachen ukrainisch, und es gab moldauische Dörfer, die rumänisch sprachen; die Zigeuner hatten ihre Zigeunersprache. Türken gab es dort zwar keine mehr, aber in Chocim, auf der anderen Seite des Dnjestr, und in Kamenez standen immer noch ihre Minarette. Die Fährleute auf dem Dnjestr nannten das podolische Ufer ‚Lachenland‘ und das bessarabische Ufer ‚Türkenland‘, obgleich dort sowohl die polnische als auch die türkische Besiedlung längst einer fernen Vergangenheit angehörten. In den Schluchten und Wäldern außerhalb der Siedlungen lebten überdies die sogenannten ‚Schluchtenmenschen‘, mit wilden Bärten und unsicherem Blick, die anscheinend keine einzige Sprache sprachen.“

Diese vielen Völker und Volksgruppen lebten eher nebeneinander als miteinander und waren oft verstrickt in wütende Konflikte, wie Polen und Ukrainer. Dennoch war es unvermeidlich, dass sie sich durch Heirat (und oft auch ohne Trauschein) vermischten oder assimilierten, wobei aus diesen Mischehen die merkwürdigsten Kombinationen hervorgingen. Wenn ein Pole eine Russin heiratete, so berichtet Stempowski, dann wurden aus ihren Kindern meist Ukrainer oder Litauer.

Natürlich haben die Kriege, Deportationen, Umsiedlungen und Massenmorde, in denen Hitler und Stalin einander zu übertreffen

suchten, viel von dieser ethnischen Vielfalt zerstört, doch wenn man die Augen offen hält, findet man hier und da noch Spuren. Juden, Weißrussen, Moldauer, Polen, Armenier, Griechen, Bulgaren und vor allem Russen, die in manchen Landesteilen die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, was für die Beziehungen zum großen Nachbarn nicht immer förderlich ist.

Als die Ukraine nach dem Zerfall des sowjetischen Imperiums die Unabhängigkeit erlangte, wurden Stimmen laut, die unter Hinweis auf die ungebrochenen Großmachtgelüste Moskaus einen baldigen Zerfall des Landes prophezeiten. Tatsächlich haben es gewisse Kreise in Russland offenbar bis heute nicht verwunden, dass die Ukraine einen selbstständigen Weg einschlug, weshalb sie verlangen, der „jüngere Bruder“ (wie die Ukraine früher oft genannt wurde) müsse mit fester Hand wieder zurück ins russische Reich geführt werden, nötigenfalls mit Gewalt. Ohne der Ukraine werde es Russland nämlich schwer fallen, seine angestammte Position als echte Weltmacht wieder zu erringen. Als wichtige Druckmittel für solche Bestrebungen erweisen sich die russische Minderheit in der Ukraine und die russische Sprache, was nicht dasselbe ist.

Die Ukraine, nach Russland das zweitgrößte Land Europas, hat über fünfzig Millionen Einwohner, von denen rund die Hälfte Russisch als Umgangssprache angibt, obwohl sich nur zehn Millionen als Russen bekennen, die übrigen sind russisch sprechende Ukrainer. Russen und russisch sprechende Ukrainer finden sich vor allem in den östlichen Landesteilen, in der Hauptstadt Kiew, im Donez-Gebiet, in und um Charkiw, Dnipropetrowsk und im Süden.

Ich habe viele Ukrainer getroffen, die Kiew keine ukrainische, sondern eine russische Stadt nennen, weil man auf den Straßen vor allem russisch höre, und auch Lebensstil und Mentalität der Menschen eher russisch seien, geprägt von Aggression, Frustration und der unmotivierten Grobheit und Bereitschaft, dem Nächstbesten grundlos an die Gurgel zu fahren, die ein typisches Merkmal war für den *homo sovieticus*. In Kiew bemerke man keine Spur von jener unerträglichen Leichtigkeit des Seins, die man in Paris, Prag, Belgrad und sogar in New York spüren kann, schreibt Jurij Andruchowytsh melancholisch. Trotzdem gibt es eine Abwanderung junger, intelligenter, wendiger und geschäftstüchtiger Menschen aus Lemberg und anderen galizischen Städten nach Kiew, das als Hauptstadt nun einmal bessere Möglichkeiten bietet. Vielleicht ist das ein Grund für den Provinzialismus, den man in Lemberg zu spüren vermeint, eine sympathische Langsamkeit, ja Trägheit, eine Mischung von kakanischer Gemütlichkeit und slawischem Schlendrian.

Besonders auffällig ist die Vormachtstellung des Russischen im Geistesleben, sogar in den Buchhandlungen findet man vorwiegend russische Titel. Dasselbe gilt für die Zeitungen und das Fernsehen, manche ukrainische Intellektuelle warnen davor, dass die offizielle Landessprache innerhalb weniger Generationen vom Russischen verdrängt werden könne, auch in den westlichen Landesteilen, in Galizien, dem Hort des ukrainischen Nationalbewusstseins. Es gibt in der Ukraine offizielle Verordnungen, wonach Behörden und Ämter die ukrainische Sprache verwenden sollen, doch die werden oft ignoriert, vor allem im Osten, selbst führende Politiker haben oft Probleme mit der

eigenen Sprache, müssen die erst erlernen. Trotzdem werden in Russland Stimmen laut, die gegen die Drangsalierung der russischen Minderheit protestieren und einen Schutz der russischen Sprache verlangen. Ein Blick in die Statistik zeigt, dass die Russen im Glashauss sitzen: In der Ukraine haben die Russen über fünftausend Schulen, zahlreiche Zeitungen und ein Dutzend Theater, in Russland hingegen, wo immerhin sieben Millionen Ukrainer leben, gibt es keine einzige ukrainische Schule, keine Zeitung, keine Bühne.

Die Tatsache, dass viele Ukrainer lieber russisch als ukrainisch sprechen, erklärt sich aus der Geschichte des Landes. Als die Zaren den Hetmannstaat der freien Kosaken zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts endgültig unter ihre Herrschaft zwangen, wurde das „wilde Feld“, wie die zentralen ukrainischen Gebiete romantisch genannt wurden, zu einer Provinz namens „Kleinrussland“ degradiert und die Verwendung der ukrainischen Sprache für schriftliche Werke verboten, so dass ukrainische Bücher nur mehr im habsburgischen Ostgalizien mit dem Zentrum Lemberg erscheinen konnten. Die Kommunisten hoben die zaristischen Knebelgesetze zwar auf und machten den Ukrainern Zugeständnisse auf kulturellem Gebiet, die in den zwanziger Jahren zu einem unerhörten Aufschwung des geistigen Lebens, der Literatur, des Theaters, der Malerei, führten, doch Stalin würgte diese Entwicklung wenig später wieder ab.

In Gesprächen mit ukrainischen Historikern bekommt man oft zu hören, dass kein anderes Volk in der Zeit des Stalinismus so gelitten hat wie die Ukrainer. Das ist keine Übertreibung. Unter Stalin wurde nicht nur die Blüte der ukrainischen Intelligenz, Wissenschaftler, Künstler und

Schriftsteller, ausgerottet, sondern er gab auch Anweisung, die bäuerliche Bevölkerung unter dem Deckmantel des Kampfes gegen die Kulaken auszuhungern, um den Widerstand der Bauern gegen die Kollektivierung zu liquidieren und der Nation das Rückgrat zu brechen. Am schlimmsten war der Hungerwinter 1932/33, als Stalin den ukrainischen Dörfern unmöglich hohe Getreidelieferungen auferlegte und ihnen buchstäblich alles wegnahm, so dass Menschen und Tiere elend verhungerten, ausländische Hilfe ließ er nicht ins Land. Dieser Akt des Völkermordes kostete sieben Millionen Menschen das Leben, eine Tragödie, die im kollektiven Gedächtnis ein tiefes Trauma hinterlassen hat. Eine offizielle Entschuldigung von Seiten Moskaus ist bisher nicht erfolgt.

Dennoch begegnet man überall Relikten der Vergangenheit, Leninstatuen, die unbehelligt auf ihren Sockeln stehen, Hammer und Sichel, die von irgendwo winken, als sei nichts geschehen, Straßen und Plätze, die ihre alten, unrühmlichen Namen tragen, es gibt keine Prozesse, um mit dem Stalinismus und seinen Handlangern abzurechnen, ukrainische Widersprüche.

Neben den Ukrainern bekamen auch die Tataren auf der Krim die harte Hand Stalins zu spüren. Als Russland im achtzehnten Jahrhundert die Krim eroberte, lebten dort fast ausschließlich Tataren. Wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und ihres milden Klimas wurde die Halbinsel, auf der schon die antiken Griechen Weinbau betrieben, noch unter den Zaren zum beliebtesten Urlaubsgebiet des russischen Reiches. Besondere Bedeutung erlangte der Kriegshafen Sewastopol, um den glorreiche Schlachten gekämpft wurden, zuletzt im Zweiten Weltkrieg gegen Hitlerdeutschland, ein Symbol für den sowjetischen Patriotismus, der

stets großrussische Züge trug. Die Tatsache, dass eine Minderheit der Tataren im Zweiten Weltkrieg mit den Deutschen kollaborierte, nahm Stalin zum Vorwand, um nach der Wiedereroberung dieser Gebiete gegen die „aufässigen“ Völker im Süden vorzugehen. Im Sommer 1944 wurden die Krimtataren zusammengetrieben, in Züge verfrachtet und nach Usbekistan deportiert, die Familien wurden auseinander gerissen, in die Dörfer der Tataren zogen Russen, viele ehemalige Militärs und Angehörige der gefürchteten Geheimpolizei. 1954 verfügte Chruschtschow in der Absicht, seine Hausmacht in der Ukraine zu stärken, den Anschluss der Krim an die ukrainische Sowjetrepublik, ein rein administrativer Vorgang, weil Moskau die Kontrolle über alles behielt. Inzwischen war die Krim längst fest in russischer Hand, von einer Rückkehr der Tataren wollten die sowjetischen Behörden auch nach Enthüllung der stalinistischen Verbrechen nichts wissen. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion kam die Krim zur unabhängigen Ukraine, die der Halbinsel auf Druck von Moskau den Status einer autonomen Republik verlieh und einwilligte, dass die russische Schwarzmeerflotte im Hafen Sewastopol liegen blieb. Erst jetzt setzte auch eine Rückwanderung der Tataren ein, was zu Spannungen mit den auf der Krim lebenden Russen führte. In den neunziger Jahren kehrten etwa 300 000 Tataren von Usbekistan auf die Krim zurück, wo ihnen der ukrainische Staat außer einem kleinen Stück Land, das jeder Rückkehrer bekommt, allerdings nicht viel bieten kann. Jedes Jahr demonstrieren die Tataren im Mai, am Jahrestag ihrer Deportation, in Sewastopol und verlangen Gleichberechtigung mit den Russen und Arbeitsplätze, sechzig Prozent von ihnen sind arbeitslos. Pessimisten nennen die Krim eine

Zeitbombe, die von der zerfallenden Sowjetunion in der Ukraine gelegt wurde, aber bis jetzt hat es die Ukraine verstanden, die Konflikte zu entschärfen.

Die Ukraine ist eher nicht explosiv, schreibt Jurij Andruchowytch in einem Essay, in dem er den düsteren Vorhersagen von einem Zerbrechen des aus so ungleichen Teilen bestehenden Landes entgegentritt.

*

Es ist Morgen, der Hügel, auf den ich aus meinem Zimmer schaue, ist in Nebel gehüllt, die Bäume im Garten ragen schwarz wie totes Holz aus dem Schnee. Ich habe die Fotografien von der Schwarzmeerküste und der Krim vor mir liegen, die russischen Veteranen mit Ordensreihen und riesigen Tellerkappen, die Matrosen der Schwarzmeerflotte (früher wäre Fotografieren hier streng verboten gewesen und hätte eine Verhaftung und lange Verhöre, zumindest einen strengen Verweis nach sich gezogen, *tempi passati*), die jungen, schönen Menschen am Strand, den Schwimmer mit dem zahmen Delfin, der aus einer amerikanischen Fernsehserie stammen könnte, den Bodybuilder mit Tattoo, in der Luft scheint ein Hauch von Kalifornien zu liegen, von Riviera, von Urlaub und Palmen, von Disko, auch das ist die Ukraine ...